

Wiener Blaublut.



Die „grosse Welt“ hat ebenso wie das Proletariat in den verschiedenen Residenzen auch ihren verschiedenen Typus. Vielleicht sind da die physiognomischen Unterschiede nicht so in die Augen springend, nicht so grotesk, weil ja in der grossen Welt die Uniform des guten Tones alle Seelen- und Characterauswüchse verdeckt und verschleiert, und dem oberflächlichen Beobachter, dem Laien, im Salon mehr eine Gattung als eine Gesellschaft von Individuen erscheinen lässt.

Dem Auge des Kenners aber wird selbst die „grosse Welt“ in den verschiedenen grossen Städten ihr eigenthümliches, streng charakteristisches Gesicht haben, und das höfliche Lächeln der Convenienz wird ihm die einzelnen Physiognomien nicht verwischen. Er wird die Unterschiede bemerken, mit denen man hier oder dort die robe à queue dressirt, und ihm wird die unterschiedliche Manier auffallen, mit welcher man dort oder hier den Comfort seines Boudoirs zu erhöhen sucht. Und in diesem Punkte haben der österreichische, der preussische, der hannover'sche, der baierische, der französische und der englische Adel sein strikt markirtes Profil eben so gut wie die niedrigeren Schichten.

Die grosse Welt ist eigentlich nicht gross, denn sie verhält sich zur kleinen Welt (was die Dimension anbetrifft) ähnlich wie die Perle zur Muschel. Und so ziehe ich denn fast den Ausdruck des Franzosen *le beau monde* vor, welcher viel bezeichnender ist nach jeder Richtung hin. Denn selbst der radikalste Demokrat wird —

falls er unpartheiisch ist — zugestehen, dass kein Gesellschaftskreis, mag er auch noch so ausgezeichnet sein durch Reichthum, durch Wissen und durch Talent, es so perfekt versteht, schön zu sein oder schön zu scheinen, wie die Adelswelt.

Der Adel selber lässt sich hin wiederum eintheilen in die verschiedenen Spezies, denen er selber die Namen gegeben hat: die Exklusiven, die Gelangweilten, die Passionisten, und die stehenden Typen der heiteren, feinen Salon-Comödie, welche sich *la société* betitelt und eigentlich Louis XIV. zum Verfasser hat. Die Rolle der Soubrette und des Tasmin übernehmen dabei die charakteristischen Gestalten der Parvenüs.

Der österreichische hohe Adel ist nicht so kurz und prägnant zu schildern wie der anderer Länder. Denn die österreichische Noblesse, die grosse, tonangebende, hoffähige, rekrutirt sich wiederum aus verschiedenen Nationalitäten, deren edelste Vertreter ihr ureigenstes cachet haben.

Der spezifisch deutsche österreichische Adel ist in der Minderzahl vertreten. Die kleinen reizenden Länder von Ober- und Niederösterreich und Steiermark, die unter den Babenbergern und den ersten Habsburgern eine kleine Colonie von Heldenfamilien bildeten, haben ihre besten und ältesten Namen nur in geringer Anzahl auf unsere Zeiten vererbt. Dieser uralte, deutsch-österreichische Adel bildet aber bis heute noch in seinen spärlichen Vertretern die intimste und nächste Umgebung des Herrscherhauses, und man erkennt die „Wiener Adelsfamilie“ auf den ersten Blick, sie hat ihr Palais zumeist in der Herrengasse oder — seltener — in einer anderen feudalen Strasse des alten Viertels. Nur selten verirrt sich dieselbe in die prächtigen neuen Paläste der Ringstrasse.

Und wo dies ja der Fall ist, da gehört dieses neugebaute, moderne, luxuriöse Heim einem jüngeren Zweige, einem Lieblingssohn, der sich vermählt hat und sein eigenes Nestchen haben möchte für die Honigmonate, oder einer Tochter, welche dem Bräutigam ein *pied à terre* zubringt. Das Stammhaus, der Centralpunkt des Wiener hohen Adels bleibt aber immer das alte Palais

in der Herrengasse. Die Paläste sind ureigen. Im strengsten Perückenstyle gebaut, höchstens noch in die Napoleon-Periode fallend. Sie haben noch ganz das unbeschreibliche Exclusive des besten alten Tones, diese Familienhäuser, und das Leben darin gleicht ganz der Aussenseite des Gebäudes.

Die Fenster des ersten Stockwerks sind meist dicht verschlossen mit Jalousien — sie führen in die Gesellschaftssäle und in die Empfangszimmer. Das zweite Stockwerk zeigt die zierlichen Vorhänge der Wohnzimmer der Herrschaft. O dieses reizende, echte Leben nach den besten Regeln! Man findet da weder die grellen Tapeten der Parvenüpaläste noch die fütillen Möbel derselben. Das Ameublement ist von der höfischen Solidität der „guten Zeit“, und so wie das Ameublement sind auch die Domestiken: glatt, ältlich, die jüngeren „Lehrlinge“ bildend und formend, still und verlässlich. Man findet in diesen Zimmern alte, kostbare Bilder aus der letzten Generation des Herrscherhauses, die Gattinen Franz des Ersten oder die lieblichen Kinder des Erzherzogs Franz Carl, mit Spielzeug in den Händen, rosig und lächelnd.

Der Herr des Hauses hat die Manieren der Metternich-Schule bewahrt, höflich, ein Bischen zugeknöpft und chevaleresk bis in's Herz hinein.

Die Dame des Hauses folgt nicht blind der Mode des Tages in ihrer Toilette. Sie trägt die Frisur nach ihrem eigenen Geschmacke und übersetzt das letzte Modejournal in die kleidsame Zurückhaltung der Hoftoilette. Sie liebt dunkle Schleier, welche das Gesicht künstlerisch umrahmen, und wenn sie schon alt ist, das weisse Häubchen der distinguirten Matrone. Dabei ist sie lebhaft, ein Bischen médisant, sehr interessirt für alle kleinen und grossen Begebenheiten am politischen Himmel und in Gesellschaft sprühend vor Uebermuth und feinen spirituellen Worten. Niemand versteht das décollement des Soiréenkleides so cokett und graciös zu tragen, wie die Wiener Gräfin; und je weiter sie in den Jahren vorrückt, desto schöner lässt es ihr. —

Es ist dies eine allgemein anerkannte Thatsache. Niemandem auch steht die höfische Reiher- und Straussfeder so wohl an im

dunklen Haare, und Niemand hat den chic der französischen Plauderei aus der Zeit vor M. M. Mirabeau und Laffayette so gut in die Gegenwart herübergerettet wie die Wiener Hofdame. Sie ist unwiderstehlich, noch lange nachdem sie aufgehört hat, hübsch zu sein.

Die junge Wiener Comtesse, die Tochter der Gegenwart, schlägt schon manchmal den Ton der Tuilerien des Ex empire an, und folgt der Mode. So lange sie indess in dem feudalen Hause der Eltern lebt, ist derselbe noch immer gedämpft durch die gute Tradition, deren Verkörperung Mama ist. Erst wenn die Comtesse sich vermählt und an der Seite ihres Gemahls ein neues modernes Ringstrassen-Palais bezieht, nimmt sie neufranzösische Allüren an, die freier, freilich wohl auch frischer geworden sind, seit der grosse Napoleon eine Madame Tunot zur Herzogin von Abrantès machte. Ach, alles versickert und reformirt sich! Thatsache ist jedoch, dass die Wiener Gräfin am längsten jene wohlthuend distinguirte Weise behalten hat, welche einst das Hofleben mit so unbeschreiblichem Zauber umgab und den echten Adel bei all' seiner Liebenswürdigkeit unnahbar machte für alle Modeneuerungen von schlechtem Geschmack.

Diese alten Paläste haben noch ihre festgeschlossenen Thore, die sich nur auf den Klang der grossen Flurglocke öffnen, und ihre schlummerstillen Höfe, in denen die Bedienten unter dem Schatten alter Akazienbäume die Carossen waschen, und endlich ihre kleinen, hochummauerten Gärten, wo in der warmen, schwerduftenden Atmosphäre der Gewächshäuser die Natur mitten im Winter an Maiblumen arbeitet für die Soirée des jour fixe.

In einem Appartement des stillen Palastes wohnt stets eine Tante, Stiftsdame oder Sternkreuzordens-Dame. Eine bewegliche, alte Dame ist es, in herbstblattharbene Seide gekleidet, mit schönen, grauen Locken, und mit einer unnachahmlichen Manier, kleine Bosheiten zu sagen. Sie ist sehr ruhelos und lebt abwechselnd im Stadtpalais, wo sie gegen die Schwester oder Schwägerin Krieg führt, oder in ihrem Stifte, wo sie ihre nächste Thür-Nachbarin

hasst, oder bei einer befreundeten Präsidentin in der Provinz, wo sie sich nach der Residenz sehnt. Sie führt stets ein französisches Tagebuch und empfängt in den Winterdämmerstunden heimlich Kammerfrauen von Erzherzoginnen, um „im Laufenden“ zu bleiben. O diese köstlichen, verschlossenen, exklusiven, alten Wiener Paläste! Keine andere Residenz der ganzen Welt hat ähnliche mehr aufzuweisen; sie bewahren noch ein Bischen das vergangene spanische Hof-Air und ein Bischen den vergangenen französischen Geist aus dem Salons der Sévigné.

Eine völlig verschiedene Physiognomie hat der ungarische Adel in Wien. Er hat seine ureigensten Formen behalten. Er führt sein Leben in freieren, grösseren Dimensionen gleichsam, sowie er auch lauter spricht und kräftiger auftritt. Der ungarische Adel hat immer etwas Jugendfrisches, Uebermüthiges, auch wenn er schon einen grauen Schnurbart hat. Sein Kennzeichen ist eine unvergängliche Ueberkraft in Allem und Jedem. Er liebt den äusseren Glanz im Costüm und Leben, und hat seine laute Freude daran. Der ungarische Edelmann ist erst dann echt, wenn er in der ganzen Pracht seines Sammt-Pelzes und seiner Brillanten erscheint.

Ebenso gibt es nichts Blendenderes, als die ungarische Dame in ihrem National-Hofcostüm. Der ungarische Adel ist verschwenderisch; und selbst der Geizige macht da seine etwaigen Knausereien bei verschlossenen Thüren ab, und niemals dann, wenn die Thore seines Palastes geöffnet sind.

Der ungarische Adel ist *viveur* im vollsten Sinne des Wortes. Er lebt rasch und kräftig. Diese Lebenslust hat aber nichts Frivoles an sich, und das rettet ihn vor dem Cynismus, welcher sich zu manchen Zeiten an manchen Höfen unmerklich breit machte. Der ungarische Adel zählt die schönsten Männer und wunderschöne Frauen, und so lässt ihm auch das ganz lebenswürdig zur Schau getragene Selbstbewusstsein und die Eitelkeit nicht übel, die er wie eine Agraffe auf den Kalpak oder in die schwarzen Flechten steckt, so dass sie weithin sichtbar sind.

In den ungarischen Adelshäusern Wien's ist immer sommerliches Wetter: Thüre und Fenster stehen offen für die Gäste, der Tafelmeister ist eine wichtige Person, und die Dame thut dem Freunde Bescheid mit dem Glase in der Hand.

Der ungarische Adel hat sein Air Niemandem abgelauscht: weder der Tradition noch der Mode. Er ist ein Unicum, reich an Schönheit und Kraft, sehr laut, sehr selbstbewusst und sehr freigebig — sowohl mit seiner Schönheit, wie auch mit seiner Kraft. Der ungarische Adel ist das, was der Engländer „gorgeus“ nennt. Es ist ein *embarras de richesse* in ihm, welcher augenblicklich den ganzen Salon, den ein ungarischer Held oder eine ungarische Schönheit betritt, derselben zu eigen gibt für die Dauer des Abends.

Der böhmische Adel hat wiederum eine ganz verschiedene Physiognomie. Er macht die Majorität der historischen Namen in Oesterreich aus. Er hat eine freundliche, fast behäbige Miene. Er ist fast ausnahmslos reich im edelsten Sinne des Wortes. Die Grundbesitze in Böhmen, seit Jahrhunderten an den Glanz bestimmter Namen geheftet, sind gleichsam der überquellende Exotismus des Landes. Die Burgen ertrinken förmlich in den reichen Parks, zwischen dunkelschattigen Wäldern und köstlichen Fernsichten. Der Bauer ist da ein kleiner Grundbesitzer, die Beamten der Herrschaft sind fast souverän und der Adel selber hat die Sicherheit einer seit Jahrhunderten unangefochtenen, historischen Zelebrität: die Auersperg, Schwarzenberg, Kinsky, die Lobkowitz, die Thun's, die Kaunitze, die Dubsky's und wie sie alle heissen, sind so eng mit dem Boden verwachsen, dass sie gleichsam die Halbgötter dieses Bodens sind: fröhlich, feierlich, selbstbewusst und eigenwillig. Sie sind stets ein wenig selbstständig, sogar am Hofe, aber es steht ihnen gut an. Sie haben nicht die materielle Politik erwähnt wie der lebenslustige Ungar, sondern die religiöse.

Der böhmische Adel hält sich fest an die Tradition und vertheidigt den Priester, dem seine Aeltern gebeichtet haben. Es liegt auch eine Grösse in dieser Politik, welche aus der Pietät entspringt.

Keine Schlösser auf der ganzen Erde sind so gesättigt mit historischen Reminiscenzen, wie das Schloss des böhmischen Adelligen; überall hat da ein Herrscher geruht, und überall hat da ein Ahnherr eine grosse That vollbracht.

Der polnische Adel ist in Wien seltener zu treffen. Er hat sich seit einem Jahrhunderte ein wenig ostensibel zum Landbauer gemacht. Seine Schlösser sind nicht mehr reich, sein Land selber hat eher einen Rückschritt gemacht im Comfort. Und dennoch hält sich der polnische Adel mit Vorliebe in seinem Lande auf. Er sucht nicht den Hof. Er lebt in Erinnerungen, wie ein Greis, welcher beim Hochzeitsfeste seines Enkels auf seiner Stube bleibt. Der polnische Adelige war von jeher nur in dem Leben zu Hause, wo er Aussicht hatte, der Erste zu sein. Der Pole hat einen unerschöpflichen Fond von edelster Ehrsucht in sich. Seit der Theilung findet er die beste Stätte dafür in seinem heimathlichen Herrenhaus. Dort bewahrt er sich die gute Tradition; er lebt mit vollen Zügen, er pflanzt die Etiquette des starken August fort und er spricht französisch mit der reinen Nüance von Frankreich. Seine Sommerreise macht er stets nach Paris, und seine Gattinen holt er ebenfalls lieber von den Franzosen als von den Deutschen. Seine edelsten Namen sind mit den edelsten Namen von Frankreich verschwistert und verschwägert, und wenn man ihn sprechen will, muss man in seine Heimath selber reisen, wo man ihn sicher trifft, in einem einsamen Edelhause, in welches man sich durchfragen muss an armen Hütten vorüber und durch eine kleine Ringmauer von Schlossjuden.

* * *

Diess ist der alte, grosse Adel Oesterreich's. Nach diesem kommt der Nachwuchs desselben zur Betrachtung. Der junge Adelige, sei er nun was immer für einer österreichischen Nationalität angehörig, ist gewöhnlich in seinen unverheiratheten Jahren Offizier. Ist er reich, dann ist er Husar oder Uhlane, ist er minder begütert, dann ist er Jäger, der ärmere junge Adelige ist

Infanterie-Offizier. Immer aber dient er dem Kaiser, so lange er frei ist von Verpflichtungen gegen seine Familie. Es ist dies eben sowohl Herkommen, als auch persönliche, echte Loyalität. Der junge nobleman in Oesterreich will sich stets sein Wappen neu verdienen — sei es auch nur in einer einzigen Schlacht. Er muss sein junges Blut auswallen lassen, für eine Geliebte und gegen einen Feind. Selbst der adelige Jüngling von der phlegmatischsten Sorte wird durch die usance dazu gebracht.

Manchmal freilich wohl ist diese unausbleibliche Offizierslaufbahn eine sogenannte Zwickmühle für unentschiedene Charactere, und dieselben fallen dadurch in die Schulden und in die Ausschweifung. Aber die besseren Seelen erhalten dadurch gleichsam zum zweitenmale den ihnen „schon angebornen Ritterschlag.“ Und die Armee des Kaisers, in der sich die besten Namen des Reiches in voller Jugendfrische als Gemeine, als Chargen und als Offiziere tummeln, erhält dadurch eine Art von Lüstre, der selbst die traurigsten Kasernen gleichsam parfümirt.

An diesem alten Geburtsadel schliesst sich in Oesterreich eng der Militär-Adel an.

Das Avancement zu den höchsten militärischen Stellen ist Jedem offen, und viele Generale sind die Söhne einfacher Bauern oder bescheidener Bürger. Sobald aber der Bauerssohn Stabsoffizier ist, ist er auch dem höchsten Adel des Landes gleichgestellt, und sein Haus bildet einen Sammelpunkt der besten Welt, ebensowohl wie das Palais des Bischof's oder des Prinzen.

Der Militärsadel führt den lautesten Salon des Landes. Die Gäste tragen alle glänzende Uniformen und grosse Schnurbärte, und die ärarischen Damen, welche hier die Honneurs machen, sind voll freien Humors. Die „ärarische Dame“ (von der Oberstin aufwärts) ist meistens selber von militärischen Blute, und nimmt an den Schicksalen des Regimentes insbesondere und der Armee im Allgemeinen den verständnissinnigsten Antheil. Sie ist bei Hofe empfangen, und hat daher die Leichtigkeit des Hoflebens in ihren Empfangsmanieren, selbst wenn sie selber die Tochter eines bürger-

lichen Stabsoffiziers ist. Sie ist vielleicht um einen Grad aufrichtiger und barscher als die Gräfin, aber in einem gegebenen Falle auch um einen Grad inniger.

Alle Offiziere des Regiments sind ihre ständigen Gäste, und jeder Gast ist gleichsam „ein Kind des Hauses.“ Wenn ein junger Offizier so fern von seinen Aeltern krank wird, dann ist es die ärarische Dame, welche ihm aus ihrer Küche die Krankenkost sendet, und die selber ankommt in der Krankenstube, mit dem Fourierschützen an der Seite, welcher weiche Kissen und Fleischkonserven trägt. Wenn die jungen Leute Schulden haben, findet sie Auswege, und wenn sie einen Streit eingehen, findet sie eine Versöhnung. Sie ist oft noch jung und schön, aber ihre Stellung als Regimentsmama gibt ihr eine solche Würde, dass weder die Verläumdung noch die Böswilligkeit ihren guten Einfluss befeuert.

Der bürgerliche Oberst oder der bürgerliche General selber (der durch seinen Stand dem höchsten Adel gleichgestellt wurde) ist äusserlich der Popanz der jungen altadeligen Welt, die ihm subaltern ist, aber innerlich ist er doch ihr gütigster Freund. Er freut sich, die junge Welt in seinem Hause zu sehen, und er brummt meistens nur, um nicht für schwach zu gelten, und schreibt den betreffenden Vätern heimlich die besten Sachen über die wilden, leichtsinnigen Söhne, die ihm so viel Aerger machen, und ihm doch so an's Herz gewachsen sind.

Nach dem Degen-Adel kommt der Geldadel.

Der Banquier oder der Industrielle, welcher hoffähig wurde, spielt keine kleine Rolle in Wien. Sein Palast ist der grösste und schönste; derselbe bildet oft für sich allein eine Fronte von vier Gassen. Er ist prachtvoller als ein kaiserliches Schloss, kostbarer, als ein öffentliches Stadthaus. Er ist hoch, wie das Opernhaus, und seine Fenster sind nicht zu zählen. Goldene Simse mit künstlerischen Gruppen rehaussirt, bilden ihm ein herrliches Diadem, und lebende Gärten und Glaspavillons schmücken sein flaches Dach. Die Zimmer des Palastes sind Prachtsäle und seine Corridors und Treppenhäuser sind Kunstwerke der Stukatur und des decorativen

Raffinements. Nur Eins beeinträchtigt vielleicht den Total-effect.

Das Ganze beaufsichtigt ein Hausinspektor mit einem Zinsbogen, die Stockwerke sind von Zinspartheien bewohnt, und im Souterrain befinden sich Verkaufsgewölbe und Restaurationen. Aber das alles hat eben den Industriellen reich gemacht, und der Reichthum macht ihn zum Aequivalenten des Adels.

Man ist gewöhnt, über den Geldadel ein wenig flüchtig zu urtheilen. Man will ihn nicht ganz auf ein Niveau stellen mit dem Geburtsadel und mit dem Degenadel. Der Hof hat ihn acceptirt, aber der bürgerliche Handelsmann dutzt ihn noch — hinter seinem Rücken.

In der That jedoch ist der Geldadel vorzüglich in Oesterreich von gutem Blute und seines Wappens würdig.

Der arme Geschäftsmann, welcher Tag für Tag das Erworbene zum Erworbenen fügt, nicht um den Reichthum in die todte Kasse zu scharren, sondern um ihn mit kühnem Wagniss zum Nutzen von Tausenden wieder auf den Markt zu schleudern, ist in der That eben so gut ein Held an Wagniss und Beharrlichkeit, wie der Kriegsmann. Tausende von Menschen gewinnen durch ihn ihr Brod, ihr Leben; jungen Talenten eröffnet er eine Carrière, dem Erfinder verkörpert er die Idee, den Künstlern gibt er Brod. Und der Hof, welcher diesen Millionär empfängt, hat den richtigen Instinkt der Gerechtigkeit. Ein Millionär, der durch die eigene Spannkraft des Fleisses und der Combination dahin gelangt, eine kleine Armee von Handwerkern, Künstlern und Beamten zu ernähren, zu befördern und zu poussieren, und der dadurch der wohlthätige Souverän einer kleinen Colonie von hilfebedürftigen, protectionslosen Staatsbürgern wird, ist wohl de facto ein nobleman, und sein Wappen glänzt deshalb nicht weniger, weil es noch frisch ist, und weil er selber die Farben dazu geliefert hat.

Der Geldaristokrat Wien's ist vor allem ein echtes Wiener Kind geblieben. Er ist elegant, und dabei herzlich — ein Gentleman, und dabei gutmüthig, wie ein Wanderbursche, der einen Schatz

gefunden hat. Er liebt den Prunk und verschwendet viel Geld auf die Decoration seiner Häuser, gerade so wie er eine Vorliebe für dicke, goldene Ketten hat. Aber nicht minder liebt er es, seinen Armen reichliche Spenden zu geben und zu allem, was gut oder was schön ist, seine fürstliche Gabe zu gesellen. Seine Gemahlin wirft ihm vor, dass er sich immer mit Geld beschäftigt, aber hunderte von Arbeitern und Beschenkten danken ihm das.

Die Damen des Geldpalastes gehören meistens jener feingebildeten Frauen-Hautevolée an, welche in den Klöstern du sacré coeur oder in den Pensionaten der Schweiz den Weltton zugleich mit den Wissenschaften gelernt haben. Sie sind gründlich gebildet und dabei harmlos liebenswürdig, als hätten sie keine Idee von der Geographie. Niemand weiss so gut die sorgsame Hausfrau und die Welt dame zu vereinen, wie die Geldaristokratin der Ringstrasse.

Nach dem Geburts-, Degen- und Geldadel folgt in Wien noch eine Adelsklasse, welche eben nur da zu finden, und so zahlreich ist, wie der Sand am Meere: Das sind die „Herr von's“ und die „Frau von's.“

Bekanntlich war es in Wien von jeher Sitte, den besseren Bürgerstand aus eigener Machtvollkommenheit zu adeln. Jeder Mann mit grösserem Einkommen und jede Frau mit einer Seidenschleppe erhielten taxfrei das Prädikat von. Diese Unsitte war ebenso lächerlich von Seite des Gebers wie des Nehmers. Beim Ersteren zeugte es von kriechender Speichelleckerei, beim Zweiten von grotesker Eitelkeit.

Oesterreich machte sich dadurch in den Augen eines jeden Ausländers lächerlich.

Immerhin blieb aber die Sache selbst bis in die vierziger, fünfziger Jahre noch in gewissen Schranken, und das Herr von Stutzelberger und von Guschelbauer wurde doch nur den reicheren, gebildeten Bürgern zuertheilt. In den letzten Jahrzehnten ist aber aus dieser Schwäche eine förmliche Krankheit, aus dieser Unsitte ein Wahnsinn geworden.

In Wien ist jetzt alles von — bis zum Fiaker, bis zum Lumpensammler herab. Wehe dem Fremden, welcher dem Droschkenkutscher sein „Herr von Droschkenkutscher“ und der Kehrriechtfrau ihr „Frau von Kehrriechtfrau“ vorenthält!

Die Partei, welche das gemeine, keifende Hausmeistersweib nicht mit Frau von oder gnädige Frau titulirt, erhält beim nächsten Quartal sicher die Kündigung. Und der zerlumpte Hackerbube prätendirt sein „Herr von Gaugl“ ebenso sicher wie die Dienstmagd das „gnädige Fräulein“; beide behaupten ihr Recht mit den Fäusten, und der vernünftige Mensch, welcher es wagen würde, den Einen mit „lieber Freund“ oder die Andere mit „Jungfer Köchin“ zu tituliren, darf sich auf eine Fluth von Schimpfworten gefasst machen und auf den Ruf eines ungebildeten Barbaren.

Wien, diese grosse und schöne Stadt erhält dadurch das Ansehen eines Bicêtre oder Bedlam. Heutzutage, wo schon die ganze civilisirte Welt die vernünftige Verkehrsweise der Amerikaner acceptirt hat, wo selbst im höflichen Frankreich das monsieur und madame, im stolzen hochmüthigen Spanien das senor, im adelsdurstigen Russland das pan für den Bürger und das chlopec für den Diener genügt, bietet Wien allein das unheimliche Schauspiel einer Bevölkerung, die sich gegenseitig mit adeligen Titulaturen narrt, selbst wenn sie den Kehrbesen trägt oder die Wichsbürste in der Hand hält.

Und wenn man daher von den Adelsklassen Wien's spricht, so hat man eigentlich unrecht, denn ganz Wien ist von Adel; nirgends schämt man sich so sehr seines bürgerlichen Standes und nimmt seinen einfachen ehrlichen Namen ohne Prädikat fast als Beleidigung und Missachtung auf. Jeder Schusterjunge hat da sein Wappen und der Fremde erstaune nicht und lasse sich nicht zu allzugrosser Ehrfurcht verblüffen, wenn ihm ein „Herr von Thury“ die Schuhe putzt und ein „gnädiges Fräulein“ die Carbonaden röstet. O vanitas!
